

Die Konstruktion einer Idylle

«Sahlenweidli» als Fluchtpunkt ländlicher Fantasien

Hans Peter Treichler

In den letzten drei Ferienwochen des Sommers 2004 verfolgten täglich bis zu 700 000 Zuschauende am Bildschirm, wie sich die fünfköpfige Familie Zuppiger aus dem sanktgallischen Bollingen in einem alten Emmentaler Bauernhaus zurecht fand – ohne modernen Komfort und mit den Hilfsmitteln der Epoche um 1850. Die inszenierte Zeitreise unter dem Titel *Leben wie zu Gotthelfs Zeiten* wurde zum Meilenstein der Deutschschweizer Mediengeschichte, der Name Sahlenweidli zum Inbegriff eines idyllischen ländlichen Réduits.

Es war ein Triumph, wie ihn das Fernsehen DRS in seiner 50-jährigen Geschichte kaum je gefeiert hatte. Mit einer «Zeitreise» in die Mitte des 19. Jahrhunderts, die sich lose am Gotthelf-Gedenkjahr (150. Todestag) orientierte, landete die Redaktion der Vorabendsendung *Schweiz aktuell* im Sommer 2004 einen unerwarteten Publikumserfolg. Vorgesehen war eine Sommerserie für die Ferienwochen mit ihrer vergleichsweise tiefen Zuschauerbeteiligung und entsprechend grösserem Freiraum für Experimente. Sie adaptierte die bereits auf benachbarten Sendern erprobte Zeitreise-Formel: Schon zuvor hatte das Westschweizer Fernsehen mit *Le Mayen* den einstigen Alltag auf einem Mailsäss nachgestellt, und ein deutscher Sender hatte eine Familie in die karge Welt eines abgelegenen Schwarzwaldhofs geschickt. Drei Wochen lang – so die Spielanlage – begleitete nun ein Kamerateam die Familie Zuppiger, die den Alltag eines Kleinbauernhofs unter möglichst korrekt nachvollzogenen zeitgenössischen Bedingungen nachlebte: Kochen, Essen und Schlafen in einem Haus ohne Strom und Wasseranschluss, die Arbeit in Stall, Garten und auf dem Feld ohne mechanische Hilfsmittel. Das Experiment wurde zum durchschlagenden Publikumserfolg. Der kleine Bauernhof im Sahlenweidli, ein leer stehendes Dreilaubenhaus aus dem 18. Jahrhundert, gelegen in einem waldigen Winkel zwischen Röthenbach und Eggwil im oberen Emmental – er wurde über Nacht in der gesamten Deutschschweiz zum Begriff. Die abendliche, rund viertelstündige Zusammenfassung der Tagesereignisse versammelte Hunderttausende vor dem Bildschirm; die bereits unerwartet hohen Einschaltquoten des ersten Tages kletterten von Tag zu Tag weiter und näherten sich jenen der darauffolgenden *Tagesschau* an. Das waren phänomenale Werte, wie sie diese volksnahe Regionalsendung noch nie erreicht hatte. So zahlreich wurden die Schaulustigen, die zum Schauplatz strömten, dass Absperrungen mitsamt einer Zone für Zuschauer errichtet wurden, die sich in einer eilends errichteten Freiluftwirtschaft verpflegen konnten. Die Boulevardzeitung *Blick* widmete dem täglichen Geschehen oft mehrere Seiten; die populären Illustrierten zogen mit Interviews

und Lageberichten nach; mehr oder weniger Prominente rissen sich um einen Auftritt in einer mehr oder weniger plausiblen Rolle. Manche Einkaufsläden in Eggiwil vertrieben T-Shirts und Kräuterteepackungen mit passendem Aufdruck; im Nachgang erschienen Begleitbücher und -DVDs unter dem Stichwort «Sahlenweidli». So beeindruckend waren Zuschauerzahlen und -echo, dass *Schweiz aktuell* eine Winterversion am gleichen Standort nachschob und in den folgenden Jahren regelmässig die Zeitreise-Formel auf andere Epochen ausdehnte. So stellte die Serie *Das Internat* (2005) das Internatsleben der 1950er-Jahre mit Schülern und Lehrern nach; es gab weiter einen dreiwöchigen Ausflug in die Pfahlbauerzeit (2007) und nachgestellte Aktivdienstwochen in den Festungsbauten des Zweiten Weltkriegs (2009). Aber nie mehr erweckten Spielanlage und Schauplatz einer Serie so viel kollektiven Enthusiasmus wie die drei sonnigen Sommerwochen der Familie Zuppiger im abgelegenen Nebental der Emme. Das malerische Idyll des Schauplatzes, die Kombination von Spielelementen und behutsamem historischem Anschauungsunterricht, dazu der Treibsatz des mit Feuilletonbeiträgen und Festanlässen gefeierten «Gotthelf-Jahres» – sie machten «Sahlenweidli» und seine Zeitreisenden zum Deutschschweizer Medientopos, der noch zehn Jahre später nachwirkt.

Reportage oder Erzählung?

Ich selbst hatte die Gelegenheit, Aufbau und Auswirkungen von *Leben wie zu Gotthelfs Zeiten* von Beginn weg bis zum Ausklang zu verfolgen, dies als historischer Berater. Die Aufgabe schloss die Mitsprache bei der Wahl des Standorts und der Beteiligten ein, beim Festlegen der Alltagsdetails in Kleidung und Ausstattung, auch beim Erstellen eines Themenkatalogs mit zeittypischen Episoden: Besuch des Viehdoktors oder des Krämers, Teilnahme der Familie am sonntäglichen Gottesdienst, grosser Washtag und Einbringen des Emds. Anders als der *historical consultant* eines Spielfilms wirkte ich nicht bloss im Hintergrund; vielmehr gab ich in mehreren Folgen der Moderatorin Kathrin Winzenried in Kurzinterviews Auskunft über Themen wie Ernährung, Bekleidung oder Hygiene. Kurz: ich hielt eine reizvolle Zwischenstellung inne, die Anlass zu Gedanken über das Wesen der historischen Dokusoap und über die Macht der Bilder im Rahmen der *living history* gab. Denn die vom Kamerateam täglich von früh bis spät eingefangenen Episoden dienten lediglich als Ausgangsmaterial. Sie wurden in den improvisierten Schnitträumen im Hotel des Nachbardorfs Eggiwil Tag für Tag neu im Erzählrhythmus montiert und mit einer

Sprecherstimme unterlegt. Diese Sequenzen wiederum wurden eingespeist in die tägliche Direktsendung aus dem Sahlenweidli; hier kommentierten wechselnde Gäste im Gespräch mit der Moderatorin das Tagesgeschehen. Vieles war neu an dieser Sendungsstruktur: die Kombination von aktueller Reportage und spielerischem Aufbau eines erzählenden Spannungsbogens, die Spielfilmoptik mancher Kamerasequenzen. Denn die Kameraleute nutzten die Narrenfreiheit ihres Experimentierstatus voll aus. Sie blieben mit der Handkamera den Akteuren bei der Beerensuche oder auf der Verfolgung des ständig ausbüchsenden Familienhundes Harley auf den Fersen oder hielten das erschöpfte Elternpaar beim abendlichen Schwatz vor dem Hofbrunnen fest. Das ergab stimmungsvolle und stimmige Bilder, die eine Art Authentizität auf zweiter Ebene herstellten; im Teamjargon erhielten sie beim gemeinsamen Anschauen der abendlichen Zusammenfassung das Etikett «magic moments». Neu waren auch die täglich per Mail eintreffenden Rückmeldungen des Publikums, die von einer Pressestelle ausgewertet wurden, zusammen mit der sackweise eintreffenden Fanpost für die Familie Zuppiger. Diese wiederum erhielt im Wochentakt eine Kostprobe dieses Echos «von drüben» ausgehändigt – eine Art Rückkopplungseffekt, die ihren Auftritt freilich kaum zu beeinflussen schien.

Die «richtige» Familie

Denn wenn die Redaktion und die Realisatoren vor Ort ihre Pionierrolle durchaus genossen, so war man sich doch darin einig, dass die aus dem Casting hervorgegangene Familie Zuppiger ganz massgeblich zum Erfolg der Sendung beitrug. Das Auswahlverfahren hatte seinerzeit im Frühsommer die Produzenten vor grundsätzliche Fragen gestellt: Sollten sie auf eine Bauernfamilie von heute setzen, die mit den an sie herantretenden Herausforderungen im Prinzip vertraut war? Oder im Gegenteil ein grossstädtisches Elternpaar und seine coolen Kinder mit einer völlig unvertrauten Welt konfrontieren? Oder passten doch eher wackere Naturfreunde mit einem Hang zum einfachen Leben und biologischen Anbau? Unter den sechs Anwärterfamilien, die aus rund hundert Anmeldungen die engere Wahl erreichten, fiel die Wahl auf die Zuppigers aus Bollingen am Zürcher Obersee – eine mehrheitsfähige Familie, ohne grossen Bezug zum Landleben, aber auch ohne jeden Hang zur Selbstdarstellung. Es war diese Eigenschaft, die vom ersten Sendetag an den radikalen Unterschied zu Shows im Stil von *Big Brother* markierte und beim Publikum wie bei den Realisatoren sofort ankam. Sepp und Mirta Zuppiger gaben ebenso wie ihre

drei Kinder von Beginn weg zu verstehen, dass sie die begleitenden Kameras zwar dulden würden, aber keineswegs gewillt seien, irgendeine Rolle zu markieren. Der raue Charme, mit dem sie die Fragen der zwischenzeitlich in die Idylle eingeschleusten Journalisten quittierten, der Verzicht auf jegliche Pose – all dies ergab eine Art von bodenständigem Glamour, der Zuschauer wie Presse verblüffte. Mit einer Mischung aus Zähneknirschen und Zuversicht ging die Familie die Probleme an, die sich im Verlauf der drei Wochen ergaben: Die Krautfäule setzte den Kartoffeln zu, die Ferkel rissen aus dem Schweinestall aus, ein Gewitter drohte beim Einbringen des Emds. Ganz zu schweigen von den unvorhergesehenen Attacken allzu eifriger Zaungäste auf die Zeitinsel Sahlenweidli: vom naseweisen Piloten, der seinen Helikopter auf der Wiese vor dem Haus absetzte, von den nächtlichen Störenfriedern, die es auf die Schlafkammer der jungen Tochter abgesehen hatten.

Ausgewählte Realitäten

Solche Attacken des 21. Jahrhunderts auf die ausgesparte Zeitzone wehrte in der Folge ein Securitasteam mit Hunden ab. Auch so hielt der Spielort selbst genügend Herausforderungen bereit – sowohl für die Akteure wie für die auf historische Stimmigkeit bedachten Produzenten. Das Sahlenweidli, in der gotthelfschen Terminologie ein «halber Hof» oder «Gütli», war zu seiner Zeit ein Kleinbauernbetrieb mit geringem Umschwung, der knapp für das Halten einer Kuh und etwas Kleinvieh genügte. Das Haus selbst stand seit Jahren leer, hatte aber doch in den 1950er-Jahren Anschluss an die Stromversorgung erhalten. Zudem gab es einen modernen Scheunenanbau mit asphaltierter Auffahrt und einen Zufahrtsweg mit Hartbelag; beides musste unbedingt aus dem Kamerabereich herausgehalten werden. Bei der Stromversorgung zeigte sich das Paradox der gefilmten *living history* auf geradezu klassische Art: Noch während das Ausstattungsteam die aufs Wandtäfer genagelten Leitungen und Fassungen abschraubte, montierten die Techniker in einem rückwärtigen Raum die Verteiler und Kabel für die Scheinwerfer. Denn weder die malerische Rauchküche noch die behäbige Stube mit dem Esstisch hätten ohne künstliches Licht den Weg auf den Bildschirm gefunden. Nur dank der Nachhilfe durch moderne Technik liessen sich die Vorgänge im Haus überhaupt vermitteln. Für die Zeitreisenden ergab sich so ein stetes Wechselbad zwischen Fernsehlicht und dem Funzelschein von Laternen und Talglichtern. Kein Wunder, dass Mutter Zuppiger mit Vorliebe dann in der düsteren Küche hantierte,

wenn die Spots für die Tagesreportage eingeschaltet waren. Die Küche selbst brauchte glücklicherweise kaum Retuschen. Als intakte zweigeschossige Rauchküche von einst wies sie einen Eisenherd auf, der den Rauch des Herdfeuers ungehindert abziehen liess. Die russgeschwärzten Wände und Büfets, die bläulichen Rauchschwaden ergaben stimmungsvolle Effekte. Darüber ging freilich vergessen, dass hier eine Hausfrau hustend und mit tränenden Augen ihrer Arbeit nachgehen musste; wo immer möglich, flüchtete Mirta Zuppiger denn auch zum Gemüserüsten an das Laubentischchen vor der Küchentür.

Keine Röstiraffel in der Küche

Aber womit stattete man diese Küche aus, wenn sich keine Anachronismen einschleichen sollten? Welche Geräte gab man der angehenden Bauernfamilie für die Arbeit in Stall und Feld in die Hand? Wie kleidete man sie ein, was assen sie? Natürlich war, dies im Frühjahr, ein Gemüsegarten vor dem Hof angelegt worden, und die Köchin erhielt einen Grundstock an Nahrungsmitteln. Was die Küche betraf, so stand fest, dass man hier keine Sparschäler für die häufig im Speiseplan erscheinenden Kartoffeln antreffen würde, selbstverständlich keine Geräte aus Kunststoff, auch keine Messer aus Edelstahl, womöglich mit Wellenschliff. Es gab keinen Schwingbesen und keinen Schlauch für die Wasserzufuhr, keine Röstiraffel und keinen Quirl. Die Zaunpfähle rund um den Pflanzgarten waren statt mit Draht mit Weidengeflecht verbunden, Schwefelhölzer zum Entzünden des Herdfeuers wurden stückweise abgezählt, und ähnlich karg war der Vorrat an Kaffeebohnen – all dies im Sinn plausibler Alltagswirklichkeit, die den Preis der Waren und das fiktive Budget eines Kleinbauernhofs aufrechnete.

Bemerkenswerterweise bezog sich ein grosser Teil der Fragen und Anregungen, die per Mail auf der vom Fernsehen DRS eingerichteten Gotthelf-Plattform eintrafen, gerade auf solche Details des Alltags. Gestand man der sympathischen Familie denn kein im Hinterzimmer verstecktes Deodorant zu, und wie hielt sie es mit Familienplanung und Monatshygiene? Über Letzteres schwiegen sich die Communiqués der Redaktion zwar aus, aber der Experte beantwortete manch andere knifflige Frage. Zugegeben, vom Zähneputzen im Bauernhof las man nirgends in Gotthelfs Werk oder einem anderen zeitgenössischen Bericht. Aber Zahnbürste und Zahnpulver gab es am Langnauer Jahrmarkt des Jahres 1848 – dies das Stichdatum gemäss der Jahrzahl auf einem Stubenschrank – durchaus zu kaufen. Sodass denn hölzerne Bürstchen mit Naturborsten und ein kreidiges

Pulver bereitgestellt wurden, mit dem sich die Zuppigers frühmorgens am Brunnentrog einfanden. Offen eingestanden wurde der Kompromiss, den die Ausstatter bei der Beleuchtung eingingen. Zeitgemäss wären Talglichter, eine Laterne mit Kerze oder eine Öllampe gewesen. Nur zeigte sich, dass sie die russschwarze Küche mit der steilen Treppe zum Obergeschoss bloss mit gespenstischem Flackern erfüllten. Wollte man keine gebrochenen Glieder bei der Pionierfamilie riskieren, so mussten hellere Petrollampen mit Runddocht her (die es um die Jahrhundertmitte noch nicht gab).

Zweifache Authentizität

Erst nachdem sich die Redaktion auf den Standort festgelegt hatte, ergab sich eine grössere Überraschung. Ein Kaufbrief aus dem Besitz des Hauseigentümers, der benachbarten Bauernfamilie Schenk, belegte eindeutig: Das Sahlenweidli hatte während Jahrzehnten einer Marie Bitzius (1788–1860) aus Bern gehört, einer Halbschwester Gotthelfs. Um 1860 ging es an die zwei Töchter des Dichterpfarrers über, Henriette (1834–1890) und Cécile (1837–1910), die das Anwesen allerdings kurz später verkauften. Trotzdem stand fest: Das Fernsehen DRS hatte das Gotthelf-Jahr auf seine Weise mit einer spielerischen Zeitreise verknüpft und fand sich unverhofft mit einem Spielort von gleichsam doppelter Authentizität wieder. Man hatte ein stimmiges altes Bauernheimet gefunden, an dem die Zeit fast spurlos vorübergegangen war, und dieses Haus war nachweislich mit der Familiengeschichte des Gefeierten verknüpft! Natürlich floss die Nachricht von der unerwarteten Übereinstimmung in die nächste DRS-Pressemitteilung mit ein und wurde an einer Pressekonzferenz weiter erläutert. Aber nicht alle Empfänger teilten die Freude der Produzenten über das glückliche Zusammentreffen. In Leserbriefen und Kolumnen der regionalen Presse machten eingefleischte Gotthelfianer ihrem Argwohn Luft. Sollte hier Lützelflüh als zentraler Wirkungsort Gotthelfs und als Pilgerort für seine Anhänger entthront werden? «Das Fernsehen» suggeriere mit seiner Enthüllung, der Dichterpfarrer sei eng mit der Gegend um Röthenbach und Eggiwil verknüpft, ja es entstehe der Eindruck, er sei womöglich im Sahlenweidli aufgewachsen. Dass die Zeitreisenden durchwegs und in allzu salopper Weise als «Gotthelf-Familie» und das Sahlenweidli als «Gotthelf-Haus» bezeichnet würden, stifte zusätzliche Verwirrung. Kurzum, man dulde keinerlei Verhältnisse wie im Bündnerland, wo sich Gemeinden ohne ausreichende Legitimation mit dem Epithet «Heidiland» schmückten

und unverfroren Heidi-Wanderwege anlegten oder Heidi-Hütten zur Übernachtung anboten.

Echtzeit und fiktive Zeit

Natürlich konnten Begriffe wie «Zeitinsel» oder «Isolation», wie sie in der Berichterstattung häufig auftauchten, nur im allerweitesten Sinn gelten. Dafür sorgten die Männer und Frauen des Kamerateams, die den Zeitreisenden bei jeder Verrichtung über die Schulter guckten. In der täglichen Episodenfolge am Bildschirm blieben sie zwar unsichtbar, aber die regelmässig eingestreuten *Making-of*-Reportagen zeigten durchaus den hinter dem Hof geparkten Reportagewagen oder das Gedränge in Küche oder Stall, wo Beleuchter, Kameras und Ausübende die Räume eng machten: Die Echtzeit wurde in fiktive Zeit überführt. Zwischenschnitte machten weiter das Zuschauerareal zum Thema. Das war ein Wiesenbord hoch über dem Drehort, wo sich am Wochenende Hunderte von Neugierigen drängelten und per Feldstecher einen Blick auf die Vorgänge zu erhaschen suchten. Einen der «echten» Akteure bekamen sie nur selten zu Gesicht, denn zum TV-Team gesellten sich täglich Gäste aller Art: Journalisten, die zum Pressetermin eingelassen wurden, zwei Fernsehmoderatoren und eine Popgrösse, die kleinere oder grössere Rollen im Tagesablauf ergattert hatten. Hinzu kamen, angelockt durch die enorme Medienpräsenz, Direktionsmitglieder von SRG und TV DRS, die mit den Zuppigers ein paar Worte wechselten und sich zum Gruppenbild vor die Kameras der Journalisten stellten – wohl in der Hoffnung, der eklatante Erfolg der Serie würde auch mit ihrem Namen in Zusammenhang gebracht. Die Schauspielerin Linda Geiser, die in mehreren Gotthelf-Verfilmungen der 1950er-Jahre mitgewirkt hatte und zurzeit als Protagonistin einer DRS-Seifenoper um eine Schokoladen-Dynastie gerade ein neues Popularitätshoch erlebte, berichtete von ihren seinerzeitigen Erfahrungen; dazu wurden Ausschnitte aus dem Film *Ueli der Knecht* eingeblendet. All dies waren doppelte und dreifache Zeitüberschichtungen, die den Begriff «Zeitreise» nochmals neu auffächerten. Was den Bezug zu Gotthelf betrifft, so blieb der Verweis auf Franz Schnyders Filme, zusammen mit einem Kurzgespräch mit einem Gotthelf-Kenner, die einzige handfeste Anknüpfung an den Dichterpfarrer und dessen Jubiläumsjahr. Geradezu dankbar vermerkte ein TV-Communiqué, die benachbarte Kirche von Würzbrunnen, wo Zuppigers am ersten Drehsonntag den Gottesdienst besuchten, habe bereits vor 50 Jahren in mehreren der erwähnten Filme als Drehort gedient.

Der letzte Drehtag brachte nochmals viel Publikumsandrang. Hunderte Neugieriger wollten daran teilhaben, wie die Pionierfamilie von ihrer Zeitinsel ins moderne Leben zurückkehrte, wie sie Leinenhemden und Holzböden mit T-Shirts und Turnschuhen vertauschte. An diesem Wochenende öffnete sich das Sahlenweidli auch fürs Publikum. Wiederum drängelten sich Hunderte im und vor dem Haus, das ihnen während dreier Wochen den Stoff für ihre Fantasien vom ländlichen Idyll geliefert hatte. Für die Zuppigers selbst war der Parcours noch lange nicht beendet. In mehreren Folgesendungen des Vorabendmagazins gaben sie Auskunft über ihre Rückkehr in die Gegenwart, über ihre Eindrücke vom Pionierleben und über ihren ungewohnten Prominentenstatus. Wie vorausszusehen, folgten zahlreiche Interviews in Illustrierten und Tageszeitungen, und fast nahtlos ging die Berichterstattung über in die Kandidatensuche für die nächste Zeitreise: Wie würde sich *Leben wie zu Gotthelfs Zeiten* mitten im Winter ausnehmen?

Verführerische Bilder, viel Information

Wer die Sahlenweidli-Wochen zehn Jahre später, unbehelligt vom einstigen Publizitätsrummel und dem ihm eigenen Personenkult, wieder nacherlebt (die Serie ist immer noch greifbar auf DVD und einer Webseite von Fernsehen DRS), wird überrascht sein. Zwar vermittelt die Bildschirmpoesie vieler Einstellungen das erwartete Idyll: das satte Grün der Morgenwiesen, die Kapriolen der putzigen Ferkel, die Abenddämmerung über den Baumwipfeln, das Plätschern des Brunnens vor dem Stallbänklein... Aber die Akteure selbst rücken im Gespräch mit der Moderatorin über ihre täglichen Erfahrungen das allzu male-riche Bild immer wieder zurecht; trotz aller künstlichen Hilfsmittel und dramaturgischen Kniffe der Spielanlage wird das karge Kleinbauerndasein von einst wenigstens im Ansatz erlebbar. Beträchtlichen Erkenntnisgewinn vermitteln zudem die Live-Gespräche mit Experten über Alltagsaspekte wie Ernährung oder Kleidung, und mehrere Episoden sorgen für eigentliche Aha-Erlebnisse, so etwa der Besuch der Waschfrau, die mit einfachsten Hilfsmitteln wie Asche und Soda die Wochenwäsche organisierte. Auch wenn manche Resümees der Presse den «Ballenberg-Ansatz» solch inszenierten Anschauungsunterrichts rügten – die Einbettung in den fiktiven Alltag einer zeitreisenden Familie machte solche Episoden mindestens so eindrucklich wie die Demonstration im Freilichtmuseum. Aber was «Sahlenweidli» zum Schlüsselbegriff machte, was die erstaunliche Resonanz der Serie auslöste, muss letztlich wohl offenbleiben.

Was dem Sender mit seiner *Living-history*-Version auf Anhieb glückte, war jedenfalls nicht wenig: die Kombination von behutsam dosierter historischer Information und verführerischen Bildern vom einfachen Leben in unberührter Natur.



Der Gasthof Ochsen in Lützelflüh besitzt ein Gotthelfstübli und bietet ein Gotthelfmenü an.